Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

IM GESPRÄCH

Adolf Muschgs Roman «Albissers Grund»

Der neue Roman von Adolf Muschg beginnt wie eine Kriminalgeschichte[1]. Dr. phil. Peter Albisser, gewesener Gymnasiallehrer, schiesst auf Constantin Zerutt, einen etwa sechzigjährigen Ausländer, der in der Schweiz lebt und sich angeblich mit graphologischen Gutachten und psychologischen Beratungen durchschlägt. Der Tatbestand wird nach Zeit und Umständen so genau wie in einem Polizeirapport resümiert: Es ist ein Spätsommertag des Jahres 73, Zerutt wird in seiner Wohnung Badgasse 23a mit einem Lungensteckschuss, einem Schulterdurchschuss und einem Streifschuss beim linken Auge aufgefunden. Die Tatwaffe ist eine widerrechtlich zurückbehaltene Ordonnanzpistole Kaliber 9 mm. Der Täter, vor einiger Zeit schon aus der Armee ausgeschlossen, vor einem Jahr zudem aus dem Dienst als Englischlehrer an einem Zürcher Gymnasium wegen politischer Agitation ausgeschieden, hat die Polizei selbst informiert. Er stand seit längerer Zeit bei Zerutt in einer Art Behandlung.

Was hinter dieser Tat steckt – an privaten und offenbar auch gesellschaftlichen Motiven –, ist das Thema des Romans. Albissers Grund aufzudecken, ist die schwierige Aufgabe der Untersuchungsrichter und zugleich das Spiel, das der Erzähler dem Leser anbietet. Täter und Opfer verlegen sich aufs Schweigen oder geben Antworten, mit denen die Behörde nichts anzufangen weiss. Vor allem, nachdem Zeruttts Zustand vorerst nicht lebensgefährlich zu sein scheint, verweigert Albisser in der Untersuchungshaft weitere Erklärungen. Er ist bereit, ein Geständnis zu unterschreiben und die Folgen zu tragen, überlässt jedoch die Deutung dessen, was geschehen ist, seinem Opfer. Dieses wiederum erweist sich mehr und mehr als ein schwieriger und am Ende verdächtiger Fall. Nicht nur, dass seine Verletzungen nicht so schön heilen, wie die Ärzte meinen. Die ungeklärte Herkunft Zeruttts, die zweifelhaften Grundlagen seiner Existenz und die Beziehungen zwischen ihm und Albisser lassen den Ausländer suspekt erscheinen. Sein blosses Dasein wirkt als Provokation. Die Ärzte, das Pflegepersonal, die gerichtlichen Untersuchungsorgane und der amtlich zugezogene Psychiater, der danach trachtet, den Fremden zu Albissers Entlastung als bösen Geist zu entlarven, verbergen nur mühsam ihre Verlegenheit. Dieser Zerutt, der angeblich mit Zigeunern zu tun hat und zur Sippe der Korbflechter und Kesselflikker gehören will, ist ein Fremdkörper, womit ein zentrales Motiv in Muschgs Schaffen erneut aufgenommen wird. «Fremdkörper» ist der Titel eines Erzählungsbandes, der 1968 erschien. Die Irritation eingespielter Verhaltensweisen, die Störung des Friedens – besonders wenn es ein fauler Friede ist –

durch etwas, das fremd und anders ist, gibt da wie dort den Anstoss zu Reaktionen. In «Albissers Grund» ist das Motiv zudem kunstvoll verschränkt, indem der soziale Fremdkörper Zerutt sein eigenes Fremdkörperproblem hat: in seiner Lunge steckt Albissers Kugel.

Nicht so sehr die sonderbaren Behandlungsmethoden des Psychologen ohne rechtmässiges Diplom, der von seinen Klienten immerhin 120 Franken für die Stunde verlangt, als vielmehr das Gerücht, Zerutt habe mit dem Osten zu tun, sei vielleicht ein verkappter Marxist oder – eine spätere Version – ein emigrierter Grossgrundbesitzer, beunruhigen die Umgebung. Nicht der Täter jedenfalls, das landesfremde Opfer ist der Stein des Anstosses. Es verunsichert Albisser, den halbherzigen Linksintellektuellen, aber auch den freisinnigen Untersuchungsrichter Dr. Egli und seine Nachfolgerin, die der sozialdemokratischen Partei angehört. Diese Menschen irritiert Zerutt ebenso wie seine Ärzte, und das einzig und allein durch seine Existenz, die – wie sich schliesslich zeigt – eine ganz und gar moribunde Existenz ist. Noch im Todeskampf benimmt er sich daneben, sozusagen unschweizerisch, nämlich ausser jeder hierzulande geltenden Ordnung. Er ist ein Fremdkörper. Hat Albisser darum auf ihn geschossen? Das wäre dann die äusserste Ironie der Geschichte: Der Mann, der sich mit linken Lehrlingen solidarisiert und ihre unreifen Revolutionsspiele mitspielt, der gegen die herrschende Gesellschaft, gegen die Armee und gegen die kleinen Streber zu Felde zieht –, sieht er am Ende, dass er der behüteten Ordnung nicht entrinnt? Zwingt ihn Zerutt durch seine mephistophelische Existenz zur unerträglichen Einsicht?

Zerutt weilt, obwohl seit Jahren, nur provisorisch in der Schweiz. Der Psychiater Wirz, auf den schwierigen Fall angesetzt, fördert Elemente zu einem Gutachten zutage, in denen die Mentalität des Gastlandes sichtbar wird –, oder doch das, was in der jüngeren Schweizer Literatur darüber im Umlauf ist. Kunstvoll ist das in den Roman eingebaut, von der ungelösten Fremdarbeiterfrage, die hier marxistisch gedeutet wird, über das sonntägliche Schiesswesen, die Dienstverweigererprozesse, das eidgenössische Pharisäertum und die Kompromissbereitschaft in der Konkordanzdemokratie bis zum muffigen Mythos des kleinen Landes, das aus eigener Kraft gross geworden sei. Nur wirkt das alles ein wenig klischeehaft; sehr erbittert oder doch wenigstens betroffen ist im Roman niemand darüber.

Der Psychiater Wirz zum Beispiel, der Zerutt im Krankenzimmer besucht, möchte die menschliche Seite des Problems abklären. Er versucht also zunächst, sich mit dem Patienten anzubiedern. Er setze voraus, sagt er, Zerutt habe kein Interesse daran, Albissers Existenz völlig zu vernichten. Daran schliesst sich ein Satz, der nur im Namen des Autors gesprochen sein kann: «Da liegt Zerutt in seinem Zustand vor den Herrschaften, und sie fragen ihn immer wieder, wie er einem Schweizer so etwas antun konnte.» Die Betonung liegt auf Schweizer, die moralische Entrüstung der Herrschaften ist natürlich lächerlich. Oder – im literarischen Bericht über einen Dienstverweigerer, als dessen Verfasser Albisser in Frage kommt – der Satz: «Irgendwie ehrliche Eltern hat ja fast jeder gehabt; irgendwie müssen die ja auch Schweizer geworden sein.» Da wird vorausgesetzt, alle Schweizer seien ehrlich, eine Vor-

aussetzung, die ihre Borniertheit belegen soll. Zerutts marxistische Darstellung der Fremdarbeiterfrage beginnt mit den Worten: «Sie – ich meine die Schweiz, verzeihen Sie, wenn ich in Abkürzungen rede – Sie waren doch selbst einmal ein armes Land, und in Ihren Festreden und Lesebüchern sind Sie es ja noch.» Es folgt nun eine sarkastische Erklärung des schweizerischen Wohlstandes, der «klassenlos» und «beneidenswert» nur um den Preis gelungen sei, dass «hintenherum wieder ein riesiges Proletariat nachwuchs». Von dieser Währung also ist, was da kritisch geäussert wird, ob von Albisser, von Zerutt oder vom Autor, ein nachgerade nicht ganz unbekanntes Repertoire.

Es sind Stellen wie diese, die den Kriminalfall Albisser unter einem gesellschaftskritischen Aspekt erscheinen lassen. Der Täter selbst, in seinen früheren Jahren und noch während der kurzen Dauer seiner Ehe ein rechter Hypochonder, sagt sich allmählich, dass seine mannigfaltigen Leiden nicht organischer, sondern eben sozialer Natur seien, Leiden an der Gesellschaft. Woran aber mag es liegen, dass diese Seite der Argumentation merkwürdig beiläufig bleibt? Etwa daran, dass der Autor mit Leichtigkeit und Brillanz darüber hinweggeht? Dem virtuosen Erzähler fügt sich das schwierige und durch gesellschaftliche Bedingungen zusätzlich belastete Verhältnis zwischen Albisser und Zerutt zu einem eleganten literarischen Spiel. Man könnte zunächst vermuten, er brauche den Fremdkörper als Widerstand für sein Schreiben, er suche sich das Hindernis, um nicht allzu leicht über die Strecke zu kommen. Aber was er sich auch entgegenstellt, das umgarnt und umspinnt er sofort und wickelt es ein in Sprache. Der vorliegende Roman lässt das besonders deutlich werden. Was ans Lebendige gehen könnte und wohl auch müsste, wirkt eher wie ein scharf gestochenes buntes Bildchen in einem Kaleidoskop. Dadurch, dass Albissers Biographie in der Sicht des Gutachters Wirz oder als Spiegelung Zerutts oder als das gegeben wird, was die Untersuchungsrichter ermittelt haben, rückt sie in grössere Distanz. Das Buch enthält sodann ein paar kursiv gedruckte Texte, literarische Dokumente innerhalb des Mosaiks aus Ansichten, zum Beispiel eine Schilderung der ersten Konsultation bei Zerutt oder die Schilderung eines Dienstverweigererprozesses. Da wird die Distanz, die der Erzähler zu allen seinen Figuren hat, noch multipliziert: der Perspektive des Erzählers Muschg und den Perspektiven seiner Figuren wird eine weitere vorgeschaltet. Die auftretenden Personen erscheinen im weit hinausgerückten Blickfeld wie Marionetten; der Puppenspieler schaltet und waltet mit ihnen nach seinem Belieben: «Fair ist dieser Prozess lange genug gewesen, machen wir ihn jetzt etwas kürzer» (zugleich natürlich eine genüssliche Anspielung auf den berüchtigten kurzen Prozess): das ist eine charakteristische Wendung. Nun ist kein Zweifel, dass Distanz die Übersicht erleichtert. Der Erzähler schreibt Rollen für seine Figuren, gibt ihnen Regieanweisungen und lässt sie munter agieren nach seinem Künstlerwillen. Das Ergebnis: ein reibungslos funktionierendes Romanspielzeug.

Ich könnte mir denken, wie reizvoll das sein müsste – in einer anderen Geschichte. Es könnte eine Geschichte sein, die in einer erfundenen Welt spielt, ein Roman in der Nähe der Commedia dell'Arte vielleicht, ein Schelmenroman,

ein Spielwerk von höchster Raffinesse, bei dem man den naiven Plausch und ausserdem Einblick in den feingliedrigen Mechanismus hätte. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, Adolf Muschg müsste einmal so etwas probieren. Aber kann er sich das denn leisten? Die literarische Szene der Gegenwart, sowohl im grösseren deutschen wie im engen deutschschweizerischen Sprachraum, will ja das reine Spiel mit fernem Realitätsbezug nicht mehr – oder noch nicht wieder. Jedoch die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit, die uns bedrängt, als Element eines virtuosen Spiels zu begreifen, will uns so leicht nicht gelingen wie offenbar dem Erzähler Adolf Muschg. Das ist sein und unser Dilemma. Am Roman «Albissers Grund» zeigt es sich.

Der Erzähler identifiziert sich mit seinen Figuren nicht, dazu hält er sie alle in viel zu grosser Distanz. Aber wenn es eine gibt, die ihm vielleicht etwas näher steht, dann gewiss der Englischlehrer Albisser, der einen Lernprozess vom behüteten Muttersöhnchen und vorprogrammierten Streber zum Agitator mit progressivem gesellschaftlichen Bewusstsein durchmacht. Stück für Stück legt er von sich ab, was ihn an die zu bekämpfende Ordnung bindet. Dass er einst Offizier wurde, ist ihm höchst genierlich. Er verteidigt einen Dienstverweigerer und verweigert schliesslich selbst den Dienst, worauf er aus der Armee ausgeschlossen wird. Er geht an seiner Arbeitsstätte, dem Zürcher Gymnasium, auf Kollisionskurs, und endlich muss angenommen werden, dass er einen Bankraub begangen hat, bevor er auf Zerutt schoss. Aber wenn das alles den Anschein einer gewissen Konsequenz hat, so gibt es da beträchtliche Abstriche zu machen. Albisser würde zwar von Differenzierungen sprechen. In einer Versammlung linker Jugendgruppen hat er einen schwarzen Führer zitiert, der gesagt hat: Wenn ihr mir die Hoffnung auf Gewalt nehmt, so nehmt ihr mir jede Hoffnung. Wenn nun der Rektor des Gymnasiums meint, damit habe Albisser zur Gewalt aufgerufen, so hat er das falsch verstanden. Albisser hat nur zitiert, und bei den Jugendlichen hat er sich damit zweifellos beliebt gemacht.

Das Gespräch mit dem Rektor ist ein Meisterstück, das Muschgs handwerkliches Können ins rechte Licht rückt. Die sprachlichen Wendungen, die Pausen und die Ausbrüche, das Zwangsläufige einer derartigen Auseinandersetzung zwischen einem Mann, der sich als radikal versteht, und einem Gemässigten sind hier mit letzter Präzision eingebaut. Das Spielwerk funktioniert glänzend. Vielleicht, dass der Rektor eine Spur kritischer und ironischer gezeichnet ist als der progressive Albisser. «Du weisst, wie ich privat über Zivilcourage denke», lässt Muschg den geplagten Schulleiter sagen, ein Satz von geradezu durchtriebener Genauigkeit. Aber wenn der Rektor zu seinen Inkonsequenzen wenigstens steht, wenn er durchaus zugibt, dass es zwischen idealistischen Forderungen und taktikbedingten Konzessionen eine breite Kluft gibt, so führt sich Albisser als Märtyrer seiner Überzeugung auf, obwohl er es ja gar nicht ist. Die linksradikale Lehrlingsgruppe macht aus seiner Entlassung eine Aktion, und er marschiert in der Demonstration mit, «als Illustration seines eigenen Falles». Und dann steht da: «Es war ihm nicht wohl dabei. Er wollte nur seine Helfer nicht desavouieren.» Diese Haltung ist um keine Spur konsequenter als die

des Rektors, und sie setzt Albisser erst noch dem Verdacht aus, er verweigere sich seinen besseren Einsichten aus Motiven, die mit Imagepflege mehr zu tun haben als mit jener ehrlichen Überzeugung, auf die er sich im Gespräch mit dem Rektor beruft.

Hat er geschossen, weil er das ahnt oder gar einsieht? Er reflektiert es offenbar nicht. Eine Version der entscheidenden Szene vor der Tat, die allerdings von Zerutt stammt und darum mit Vorsicht aufgenommen werden muss, weist in diese Richtung. Es ist von einem Bild in der Presse die Rede: Albisser zusammen mit Lehrlingen im hohen Gras im Jura sitzend, eine Aufnahme von einem Spartacus-Lager. Zerutt, der aufsässige Mephistopheles, fragt besorgt, ob sich Albisser nicht etwa erkältet habe. Man sieht aber auf dem Bild, dass er etwas höher sitzt als die Jungen, dass er eine Decke oder etwas anderes unter sich genommen hat. Ein sprechendes Bild: Albisser an der Seite der revolutionären Jugend, sich solidarisierend, aber nicht im nassen Gras.

Vielleicht ist das tatsächlich ein aktuelles Problem. Möglicherweise erfasst Muschg in der Figur Albissers zeitgenössische Nöte und zeitgenössische Wirklichkeit. Kunstreich stellt er sie dar, kunstreich kombiniert er Selbstdarstellungen und Spiegelungen seiner Figuren zu einer Geschichte, die spannend, witzig, figurenreich und imitatorisch interessant ist. Es wäre ungerecht, von einem Schriftsteller, der so viel kann, auch noch zu verlangen, dass er uns betroffen macht und aufwühlt. Aber wenn er ein Buch schreibt, das vom moralischen und politischen Bewusstsein handelt, vom Traum, bessere menschliche Verhältnisse zu schaffen, von der Schwäche eines Menschen und von seinen Schwierigkeiten in dieser Gesellschaft, dann wundert es einen doch, dass uns das nicht stärker berührt.

Anton Krättli

[1] Adolf Muschg, Albissers Grund. Roman, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1974.

Peter Schneider, «Lenz»

Die Klage, dass die Antriebe von 1968 verpufft seien und so etwas wie ein Neuanfang am Platze sei, ist von linken Intellektuellen in der Bundesrepublik immer öfter zu hören. Offensichtlich sind die ersten Revolutionsträume ausgeträumt, offensichtlich hat das «kapitalistische System» doch mehr Widerstandskraft, als Universitätsweisheit glauben machen mochte, und unübersehbar sind auch die psychologisch oder ideologisch motivierten Fehler, die sich die Linke selbst vorwerfen muss. Umgekehrt freilich ist es den ehemaligen revolutionären Studenten doch gelungen, im entbehrungsreichen Marsch durch die Betriebe und Institutionen neues Terrain zu erobern und sich in einigen Bereichen gleichsam zu «etablieren»; so kann man sich selbstsicher genug fühlen, um die nötige selbstkritische Bestandsaufnahme zu versuchen. Aus dieser Lage der linken Intellektuellen in der Bundesrepublik ist die Erzählung «Lenz» zu verstehen, mit der einer der radikalen Studenten

von 1968, der Berliner Germanist *Peter Schneider*, jetzt hervorgetreten ist[1]. Die Erzählung Schneiders, der bisher Aufsätze, Fernseh-Features, Reden und Gedichte veröffentlicht hat, handelt von den politischen, sozialen und psychischen Schwierigkeiten, die sich nach 1968 bei den linksradikalen Intellektuellen bürgerlicher Provenienz in der Bundesrepublik eingestellt haben, und sie versucht, Wege zur Behebung dieser Schwierigkeiten zu zeigen. Nun deutet schon der Titel an, dass sich der Germanist Schneider mit seiner Erzählung zugleich an die Tradition halten möchte: seine Erzählung ist in vielen Hinsichten dem «Lenz» nachgestaltet, mit dem Georg Büchner eines der hervorragenden Stücke realistischer psychologischer Prosa geschrieben hat. Allerdings geht es Schneider nicht mehr, wie Büchner, darum, die Geschichte des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz zu erzählen. Sein Held gleichen Namens ist vielmehr ein junger bürgerlicher Linksintellektueller unserer Tage, der die Widersprüche der marxistisch-maoistisch orientierten Gruppen am eigenen Leibe erfährt und nun versucht, diese Widersprüche zu überwinden.

Da geht es zu allererst um die sattsam bekannten begrifflichen Schemata, die sich unter Linksintellektuellen herausgebildet haben und die allem und jedem übergestülpt werden. Das Ärgernis, das Vertreter der Linken mit diesen Begriffshülsen gerade auch bei denen erwecken, die sie überzeugen wollen, ist ebenso auf Schneiders Helden Lenz übergegangen. Lenz, der sich in einer Berliner Firma als Hilfsarbeiter hat anstellen lassen und auch an den Sitzungen einer maoistisch orientierten Betriebsgruppe teilnimmt, muss bemerken, dass da «immer dieselben Worte» gesprochen werden, «sinnliche Erkenntnis, Bewusstsein, Proletariat, Strategie. In seinem Ohr setzte sich die getragene bruchlose Melodie dieser Sätze fest, es störte ihn, dass es keine Pausen, keine Neuanfänge, keine Anspielungen gab.» Lenz versucht nun, von diesen Denk- und Sprachschablonen wegzukommen und eine neue Aufmerksamkeit für die Dinge zu gewinnen. Er möchte dem sozialistischen Elfenbeinturm entkommen und die absolut gesetzte Theorie mit den verlorenen Einzelheiten wieder zusammenbringen. Deswegen zeigen sich der Held und damit auch der Erzähler geradezu krampfhaft bemüht, die Bestandteile der sinnlich wahrnehmbaren Umwelt in der Sprache festzumachen, und dieser Versuch einer Rückkehr zu den Dingen führt zu recht gewollten, bisweilen auch manieristisch anmutenden Detailbeschreibungen, so wenn es heisst, dass Lenz in der U-Bahn, in einer «Helligkeit, die jeden Gegenstand besonders hervorhob», plötzlich «die Zähne des Reissverschlusses an seinem Mantel» sieht und ihm diese nun «zu gross» vorkommen.

Zugleich übt Schneider Kritik an der sozialen Position der bürgerlichen Linken, und auch hier nimmt der Berliner Autor einen Vorwurf auf, den bisher vornehmlich Kritiker antimarxistischer Couleur erhoben haben. Lenz gesteht offen ein, dass die Interessen der bürgerlichen Linksintellektuellen oder Studenten notwendig und naturgemäss von den Interessen derer, in deren Namen sie handeln, verschieden sein müssen. So meint Lenz, dass es nur das schlechte Gewissen und das Gefühl der eigenen Gefährdung seien, die Vertreter der bürgerlichen Klasse zu Marxisten gemacht hätten. In Wahrheit ver-

suche diese Klasse gerade durch den Sprung ins linke Fahrwasser die alten Machtpositionen zu retten. Wenn sie früher, solange es ihr besser gegangen sei, «die Früchte der gesellschaftlichen Arbeit» an sich gerissen habe, so reisse sie jetzt «die Theorie für die Abschaffung der Ausbeutung» an sich. Für Lenz, der hinzufügt, dass sich die Vorwürfe auch gegen ihn selbst richten, heisst dies, dass die bürgerliche Klasse den Kampf gegen sich selbst beginnen müsse, während sich «die ausgebeutete Klasse» unabhängig von bürgerlicher Hilfe befreien könne. Man braucht nun solchen Folgerungen nicht zuzustimmen um anzuerkennen, dass Schneider hier einen der sozialpsychologisch bedenklichen Beweggründe bürgerlicher Linksintellektueller überzeugend bezeichnet hat. Diese Selbstkritik, die auf den geheimen Machtwillen in so manchem Weltverbesserer zielt, kann nur von Nutzen sein, gleich, von welcher politischen Seite man die Sache betrachtet.

Überzeugend ist auch Schneiders Versuch, die sachfremden, psychologischen Motive zu politischer Diskussion und Agitation bei denen zu durchleuchten, die von ihrer sozialen Lage her allen Grund haben, für die Interessen der Arbeiter einzutreten. So bemerkt er, dass die Mitglieder der Betriebsgruppe, die in einem «hypnoseähnlichen Zustand» Mao-Zitate konsumieren, durchweg unverheiratet sind, und es kommt ihm «komisch vor, dass alle diese Genossen mit ihren heimlichen Wünschen, mit ihren schwierigen und aufregenden Lebensgeschichten, mit ihren energischen Ärschen nichts weiter voneinander wissen wollten als diese sauberen Sätze von Mao Tse-Tung ... Wollten sie etwa nicht auch einfach zusammensein, ihre Genüsse und Schwierigkeiten miteinander austauschen, einfach aufhören, allein zu sein?» Gerade auch an den Universitäten waren und sind es entscheidend soziale Bedürfnisse, die zur Bildung der vielen politischen Gruppen beigetragen haben. Schneider bringt so, aus seiner Perspektive, einen wichtigen Grund für die überraschende und rapide Politisierung in manchen Institutionen der Bundesrepublik zum Vorschein.

Das Thema Einsamkeit, das ja auch in Büchners «Lenz» immer wieder hervortritt, ist zugleich für Schneiders Helden von Bedeutung. Wie den Lenz Büchners noch das Leiden an Friederike verfolgt, so kommt Schneiders Lenz von der Erinnerung an seine frühere Freundin L. nicht los. Nun versucht Schneider, auch diese gescheiterte Liebesbeziehung der sozialen Hauptfrage seiner Erzählung, dem Verhältnis zwischen bürgerlichen Marxisten und Arbeitern, zuzuordnen. «Ein junger Intellektueller verknallt sich in ein schönes Mädchen aus dem Volk» – so märchenhaft lautet der Beginn der Liebesgeschichte zwischen Lenz und L., die zugleich als die Geschichte eines sozialen Wagnisses begriffen werden soll. Sicher ist es zu verstehen, dass das schöne Mädchen aus dem Volk dem jungen Intellektuellen bürgerlicher Herkunft helfen kann, sein «Nachholbedürfnis nach praktischem Leben» zu befriedigen. Dass aber dieser Intellektuelle Lenz alsdann sich gedrängt fühlt, wieder aus der Beziehung auszubrechen, um Erfahrungen aus eigener Kraft zu machen, während L. in der Beziehung primär «Schutz und Sicherheit» sucht – dies wird wenigstens bei Schneider nicht in einer plausiblen Weise aus gesellschaftlichen Widersprüchen erklärt. Hier fühlt man sich eher an konservative, etwa bei Goethe

vorgebildete Vorstellungen verwiesen, und von hier ist es nicht weit zu dem Bild von dem Wanderer und der Hütte, mit dem Goethe gerade auch das Verhältnis von Mann und Frau immer wieder gefasst hat. Schneider freilich lässt seinen Helden fragen, ob er «den unmöglichen Versuch unternommen habe, den Widerspruch zwischen den Wahrnehmungs- und Lebensweisen der Klassen privat durch eine Liebesgeschichte zu überwinden». Da muss denn doch zurückgefragt werden, ob sogar Liebe und Liebesgeschichten nur als Vehikel des Sozialismus dienen sollen, ob also Schneiders Held L. sozusagen nur aus Gründen der politischen Raison und der marxistischen Ideologie geliebt hat.

Nun lässt Schneider seinen Helden nicht bei blosser Kritik an einer erkenntnistheoretischen und sozialpsychologischen Unangemessenheit politisch-ideologischer Mittel stehen. Vielmehr versucht er im zweiten Teil, auch Lösungen zu zeigen. Dies wird freilich erst möglich auf einer italienischen Reise, zu der sich der Held plötzlich entschliesst – um sich so in eine lange Tradition deutscher Dichtung einzufügen. Besonders muss diese Reise an die entsprechende Unternehmung Goethes erinnern, wie es denn überhaupt den Anschein hat, als habe der linke Germanist Schneider seinen Lenz mitunter ganz bewusst auch auf den Spuren des Antirevolutionärs Goethe wandeln lassen, etwa nach der Art, wie der Dichter Lenz einst den Spuren des künftigen Olympiers folgte. So macht Schneiders Lenz gleich in der ersten italienischen Pension, in der er sich niederlässt, die goethesche Erfahrung, dass das öffentliche Leben des Südens das Alleinsein mildert. Zugleich scheint sich Lenz nun jener Weg zur Anschauung und zu den Dingen zu eröffnen, den er bislang immer wieder verfehlt hat. Er fährt ans Meer und ist imstande, ganz im Augenblick und in der punktuellen Beobachtung aufzugehen; die Erfahrung des Gegenständlichen, wie sie Goethe in Italien gelang, scheint auch dem Lenz Schneiders zuteil zu werden. Die sozialpsychologischen Zweifel an der politischen Rolle der sich marxistisch gerierenden Bürger und der linken Schickeria werden allerdings auch in Italien noch einmal laut, und in einer der stärksten erzählerischen Partien seines Buches beschreibt Schneider, wie in bestimmten Kreisen Elemente und Merkmale der sozial schlechtergestellten Schichten in Ornamente für die Wohlhabenden verwandelt worden sind: die langen Haare, die man trägt, sind «von Leuten erfunden ..., die von ihren jetzigen Nachahmern als Gammler verachtet worden waren», in Mode sind «Nachahmungen von Kleidungsstücken, die als Gebrauchs- und Arbeitskleidung dienten. Filmregisseure in stilisierten Matrosenjacken begrüssten Autoren, die ihnen in einer Uniform der roten Armee oder in luxuriösen Bluejeans zuwinkten». Das sind hervorragende Beobachtungen, und es ist treffende Satire. Doch ist diese Satire eher Einleitung und Vorbereitung für den entscheidenden Wandel, der endgültig mit einer Reise nach Trient einsetzt: Trient gerät Schneiders Lenz zu einem Arkadien, in dem psychische wie politische Nöte zurücktreten oder schier verschwinden und einer besseren Wirklichkeit Platz machen. Lenz stürzt sich in Trient wieder mit Begeisterung in die politische Agitationsarbeit, an der er in Berlin zuletzt nur noch mit Missmut teilgenommen hatte, und nun scheinen plötzlich die Konflikte behoben, die ihn

im nordischen Berlin noch plagten: von einer quälenden Erinnerung an L. ist nicht mehr die Rede, die Zweifel an den eigenen Begriffen verschwinden, weil in Trient offenbar eine bessere soziale Nähe von Intellektuellen und Arbeitern hergestellt ist. «Da er die Bedürfnisse der Studenten und der Arbeiter, die er kennenlernte, jeden Tag offen vor sich sah, zweifelte er nicht an den Begriffen, mit denen er sie ausdrückte.» Zugleich scheint es nun aber auch nicht mehr angezeigt, die Lauterkeit und Sachlichkeit der Motive anzuzweifeln, die etwa Arbeiter zu politischer Radikalisierung veranlassen. Schneider schildert jetzt so etwas wie einen vorbildlichen Arbeiter, dessen Beziehungen in Familie und Betrieb intakt sind, der aber dennoch eine politisch radikale Theorie wie Praxis vertritt; dieser Arbeiter Roberto, in dessen Wohnung «es keinen Wäscheberg im Badezimmer und keinen fünf Tage alten Abwasch in der Küche» gibt und gegen den der Staat mehrere Prozesse «wegen der Anstiftung zu einer Eisenbahnblockade, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Rädelsführerschaft bei einer Fabrikbesetzung» führt, steht am Schluss von Schneiders Erzählung. Plötzlich erscheinen zwei Herren in Anzügen bei Lenz, er wird des Landes verwiesen und kommt wieder nach Berlin, wo sich Lenz zum «Dableiben» entschliesst.

Dennoch erscheint Schneiders «Lenz» wie ein kleiner sozialistischer Bildungsroman, in dem sich zum Schluss alles zum Besseren wendet. Leider aber wird in keiner Weise plausibel gemacht, wie die plötzliche italienische Wende zustande kommt und warum die Zustände in Trient so vorbildlich sind. Sollen wir das dem Naturell der Italiener danken? Hat Italien schon eine höhere Stufe des Sozialismus erreicht? Oder liegt es an den besonderen Verhältnissen in Trient? Auf solche Fragen bleibt Schneiders Erzählung die Antwort schuldig; es sind recht unmotivierte, wenn nicht wunderbare Wandlungen, die dem Helden da in Italien widerfahren. Zugleich lässt uns der Erzähler im ungewissen darüber, welche Konsequenzen Lenz denn aus seinem italienischen Aufenthalt ziehen wird. Will er nun versuchen, die italienischen Erkenntnisse auf Deutschland zu übertragen, und wie könnte eine solche Übertragung stattfinden in Berlin, wo nach der Beobachtung des Helden «immer noch die gleichen Schlagzeilen in den gleichen Zeitungen» zu finden sind und wo auch «das Hochhaus des Verlegers» immer noch steht?

Nun ist schon mehrfach von konservativen Elementen in Schneiders Erzählung die Rede gewesen, und ein solcher Zug liegt auch in dem Rückgriff auf Büchners «Lenz». Der politisch revolutionär gesinnte Autor Schneider möchte wenigstens in seinem literarischen Anspruch offenbar eher Überkommenes bewahren und verwandeln. Schon aus dem Bisherigen ist deutlich geworden, dass der moderne «Lenz» viele verwandte Züge mit der Erzählung Büchners aufweist. Für die psychische Verfassung beider Helden gibt eine aufgelöste Liebesbeziehung den Hintergrund ab. Wie im «Lenz» Büchners die Gebirgslandschaft als Reflex und Widerstand einer kranken Psyche erscheint, so versucht der Lenz Schneiders, auf Streifzügen durch die Berliner Grossstadtlandschaft seine privaten Nöte einzudämmen. Wie Büchners Lenz bei einem Gang durch ein Dorf die Menschen hinter den Fenstern betrach-

tet, «Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, alles ruhige, stille Gesichter», und er das Gefühl hat, «als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen», so drückt Schneiders Lenz «seine Nase an ein Schaufenster, hinter dem ein schönes grosses Mädchen gerade ein paar Sachen» zurechtlegt. Für beide Helden ist das Verhältnis zur Wirklichkeit unsicher geworden, und beide möchten dieses Verhältnis verändern. Der Rückgang des modernen Lenz zu den einzelnen Phänomenen erinnert deutlich an die Grundsätze, die Büchners Lenz in dem Kunstgespräch mit Kaufmann formuliert: die Absage an den Idealismus und die Forderung, sich in «das Leben des Geringsten» zu versenken, es «in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenspiel» wiederzugeben. Ganz offensichtlich sind auch die Entsprechungen in der Erzählweise. Schneider, der seinen Büchner wirklich gut gelesen hat, befleissigt sich, bis in wörtliche Entsprechungen hinein, genau derselben messerkühlen, unbeteiligten, abrupten Diktion, wie sie Büchner in seinem «Lenz» vorgebildet hat. So werden immer wieder die Stadtwanderungen des modernen Lenz mit den Gebirgswanderungen von Büchners Lenz auch sprachlich in Beziehung gesetzt. Bei Büchner heisst es:

«*Aber nur so lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine sonderbare Angst, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm Alles so traumartig, so zuwider vor, es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen; es war ihm als sey er blind; jetzt wuchs sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen, der rettungslose Gedanke, als sey Alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm, er klammerte sich an alle Gegenstände ...*»

Entsprechend lesen wir bei Schneider:

«*Er ging weiter, es wurde ihm unbehaglich, er fühlte sich ausgeschlossen. Wie die Strassen nach und nach schattiger wurden, kam ihm alles so unwirklich, so zuwider vor. Die Häuser türmten sich vor ihm auf wie Gebirge. Eine sonderbare Angst befiel ihn, er hätte der Sonne nachlaufen mögen. Er warf die Arme um den Rücken, um sich warm zu machen. Er klammerte sich an alle Gegenstände.*»

Parallelen dieser Art dürfen allerdings nicht zu der Meinung verführen, mit Schneiders «Lenz» werde die büchnersche Vorlage nun gewissermassen auf einen modernen Stand gebracht, ohne dass prinzipiell Neues hinzukäme. Denn so sehr gerade Büchner auch als ein Dichter mit politischem und sozialem Anspruch gelten kann, so wenig ist nun gerade seine Erzählung «Lenz» für eine ausschliesslich politisierende Deutung geeignet. Zwar klingt auch in dieser Erzählung der soziale Anspruch des «Woyzeck»-Dichters gelegentlich an, so wenn das von «materiellen Bedürfnißen gequälte Sein» der einfachen Leute zur Sprache kommt oder wenn Lenz fordert, dass die Kunst gerade das «Leben des Geringsten» zu beachten und darzustellen habe. Im Zentrum des büchnerschen «Lenz» steht indessen die psychische Krankheit des Helden, offensichtlich die Schizophrenie, die sein Verhältnis zur Wirklichkeit zerbrochen und seine Wahrnehmungen ins Chao-

tisch-Destruktive verzerrt hat. Es ist, mit Büchner zu sprechen, «die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit», die Lenz von den Dingen und der gewöhnlichen Wahrnehmungswelt trennt, und der Erzähler Büchner ist der kühle Chronist einer Geisteskrankheit, die zu heilen die Umwelt offensichtlich ausserstande ist. Schneider hat nun Stoff-, Stil- und Sinnmomente dieses büchnerschen «Lenz» aufgenommen und benutzt, um aus ihnen die Geschichte eines linken Intellektuellen zu machen, der zwar psychisch irritiert erscheint, der aber eine deutliche Entwicklung zum Besseren durchmacht. Nicht von «unrettbarem Wahnsinn» wie Büchners «Lenz», sondern von einem verbesserungsfähigen politischen wie psychischen Verhalten handelt der «Lenz» des modernen Autors. Entsprechend fehlt bei Schneider auch die nihilistische und atheistische Komponente, die als Korrelat der Geisteskrankheit bei Büchner immer wieder durchscheint. Büchners Lenz zerfällt auch die Beziehung zur Transzendenz, für Schneiders Lenz hingegen erweist die italienische Reise bessere Möglichkeiten zur Realisierung der sozialistischen Utopie. Wenn bei Schneiders «Lenz» noch von Schizophrenie gesprochen werden kann, so scheint dies nur in einer metaphorischen Weise erlaubt: zur Beschreibung der sozialpsychologischen und erkenntnistheoretischen Fragen, für die Schneiders Held eine Lösung sucht und zum Teil offenbar in Italien auch findet. Diese «Schizophrenie» aber scheint heilbar zu sein, und in Schneiders «Lenz» ist diese Heilung in Ansätzen offenbar schon verwirklicht. Nicht der düstere Determinismus des psychischen Geschehens, sondern eine reparable, der Therapie offene Welt linker Intellektueller und Arbeiter wird uns im modernen «Lenz» geboten.

In Schneiders «Lenz» ist so auch wieder jener «Held» auferstanden, von dem man schon meinte, dass er in moderner Literatur nichts mehr zu suchen habe. Im Unterschied zu dem geisteskranken Lenz der büchnerschen Erzählung bietet der moderne Lenz, politische Übereinstimmung vorausgesetzt, durchaus Möglichkeiten der Identifikation. Zwar ist es ein Weg der Kritik und der Selbstkritik, den dieser Lenz zurücklegt, aber gerade in seinem kritischen Verhalten ist dieser sich läuternde linke Intellektuelle vorbildlich. Offen bleibt, wie sich solche Vorbildlichkeit mit dem kritischen Anspruch verträgt, den doch dieser Held wie der Erzähler vertreten. Dieser neue Held Lenz, der sich über den «hypnoseähnlichen Zustand» ärgert, in dem Mao-Zitate aufgenommen werden, hat doch zugleich selbst sein Marx-Bild über dem Bett hängen, und er bietet sich dem nach links aufgeschlossenen Leser für eine Identifikation an, die selbst durchaus unkritisch ausfallen könnte. Hier scheint der erklärte Anspruch auf Kritik und Selbstkritik mit der Anlage der Erzählung nicht zusammenzupassen.

Angesichts dieser Differenzen zur Erzählung Büchners bleibt aber nun die Frage, ob es erlaubt und sinnvoll ist, dass Schneider den büchnerschen kühlen und distanzierten Stil des Erzählens übernimmt und dass er, etwa in der Schilderung der Stadt, einen ähnlichen Zerfall der Wirklichkeit abbildet wie Büchner. Büchners Stil hat seine Begründung im Gegenstand. Er entspricht der Haltung des Arztes, dem Identifikation mit dem Kranken nicht gestattet ist. Peter Schneider hingegen hätte solche Distanz nicht nötig; die Sache ver-

hält sich hier ja eher umgekehrt. Warum sollte sich der Autor von einem Helden distanzieren, der doch gegenüber den anderen Gestalten meistenteils im Recht scheint und der zudem noch so etwas wie eine vorbildliche persönliche und politische Entwicklung durchmacht? Der alte Stil wird der neuen Sache nicht mehr gerecht, die Unangemessenheit zur Sache lässt den Stil zur Manier herabsinken. Hier rächt es sich vielleicht, dass Schneider so deutlich auf die Vorlage zurückgreift. Mit der stilistischen Identifikation entsteht eben das, was Schneiders Held doch gerade überwinden will. Der Erzählstil gerät zu Schablone und Manier – der Erzähler fällt gleichsam hinter die Leistung seines Helden zurück. – So hat dieser moderne «Lenz» mit Büchners «Lenz» nur sehr entfernt etwas zu tun, der Bezug auf die berühmte Vorlage muss fragwürdig erscheinen. In der literarischen Diskussion und Gestaltung von Fragen, die unter den marxistischen Intellektuellen in der Bundesrepublik nach 1968 entstanden sind, bringt Schneiders Erzählung aber zweifellos einen Fortschritt, auch wenn die Lösungen und Lösungsvorschläge nicht immer überzeugen mögen.

Dietrich Hochstätter

[1] Peter Schneider, Lenz, Eine Erzählung, Rotbuch-Verlag, Berlin 1973.

ARIADNEFADEN IM LABYRINTH DER SICHERHEITSKONFERENZ

Was die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) erreichen – und vor allem *nicht* erreichen – wird, lässt sich heute, nach den «Runden» von Helsinki und Genf, in den grossen Konturen bereits recht zuverlässig erkennen: Das Ergebnis dieses diplomatischen Grossunternehmens ist, gemessen am getriebenen Aufwand, zweifellos bescheiden. Dennoch geht man mit der Vermutung, diese Konferenz werde später im Rückblick als ein die «Nachkriegszeit» strukturierendes oder vielmehr abschliessendes historisches Ereignis wichtigen Ranges beurteilt werden, wohl nicht fehl.

Doch wie dem auch sei – hier geht es nicht darum, Werke vorzustellen, die die KSZE aus *dieser* Perspektive untersuchen. (Solche Werke werden aber, wenn nicht alles täuscht, nicht lange auf sich warten lassen, kaum ist der Konferenztisch erst einmal abgeräumt.) Schon vor und während der Konferenz erschienen Publikationen, die wichtiges Dokumentationsmaterial und gute Analysen präsentieren. Angesichts der Tatsache, dass das Ereignis der KSZE im Grunde bereits durch die in den Vorbereitungen und in der Anlaufphase deutlich ausgedrückten Interessen der Beteiligten vorgegeben war, sind Publikationen solchen Zuschnitts von bleibendem Wert.

Zwei Dokumentationen

In diesem Sinn verdient das kapitale Werk von *Hans-Adolf Jacobsen, Wolfgang Mallmann* und *Christian Meier* an erster Stelle genannt zu werden[1]. Darin analysieren die Verfasser zunächst auf je zwei bis fünf Seiten in knappen Zügen

die Ziele, Hoffnungen und Befürchtungen der einzelnen Staaten. Im Abschnitt über die Schweiz wird beispielsweise der Wandel in der grundsätzlichen Einstellung zur KSZE nachgezeichnet und das Projekt für ein System der friedlichen Streiterledigung ausführlich gewürdigt. In der Generaleinleitung zu diesem Band ist Hans-Adolf Jacobsen eine souveräne historische Einordnung der KSZE in den weltgeschichtlichen Zusammenhang gelungen; er skizziert darin mit prägnanter Akzentsetzung die Entwicklung vom «System» von 1815 bis hin zur grossen weltpolitischen Wandlung, die in den sechziger Jahren mit der Auflockerung der Bündnisse und Blöcke, der neuen deutschen Ostpolitik, den wachsenden chinesisch-sowjetischen Spannungen und andern Schritten einsetzte und auch den Weg zu einer gesamteuropäischen Kooperation freilegte. Der fast 400 Seiten umfassende Dokumententeil bringt 132 Erklärungen, Berichte, Interviews, Communiqués, Appelle und offiziöse Presseartikel, und zwar chronologisch geordnet von Mitte 1962 bis Januar 1973. Sie werden erschlossen durch eine dreifach gegliederte (Staaten des Warschauervertrags, NATO-Staaten, Bündnisfreie/Neutrale) Synopse, die die Vorgeschichte der KSZE noch weiter bis 1964 skizziert und dank ihrer praktischen Gestaltung einen raschen Überblick ermöglicht.

Ein Jahr früher erschien eine ähnlich aufgebaute, genau doppelt so starke Dokumentation von *Friedrich-Karl Schramm, Wolfgang-Georg Riggert* und *Alois Friedel*[2]. Die drei Herausgeber sind Beamte beim Deutschen Bundestag in Bonn; offenbar wurde diese Dokumentensammlung in erster Linie als Arbeitsinstrument für Diplomaten und Politiker der Bundesrepublik konzipiert, doch leistet sie dank ihres aussergewöhnlichen Umfanges – 684 abgedruckte Stücke! – auch der Wissenschaft sehr willkommene Dienste. Nach einer Einführung mit referierendem Charakter werden die Dokumente in zwei den beiden Teilkonferenzen (KSZE im engern Sinn und MBFR) entsprechenden Hauptabschnitten gruppiert; jeder Hauptabschnitt enthält seinerseits wieder je drei Unterabschnitte (Westen, Osten, Neutrale/Blockfreie). Besonders wertvoll an diesem Band ist die Tatsache, dass die Dokumentation bis zum Jahr 1954 zurückreicht. Freilich bedürfte es erst noch der vertieften Analyse, um die komplexen Zusammenhänge zwischen den damals aktuellen Bidault- und Edenplänen und dem tatsächlichen Geschehen seit 1972 klarzustellen; dieses Werk bietet indessen die beste Grundlage für derartige Analysen. Selbstverständlich wäre eine Dokumentensammlung solchen Umfangs gar nicht benützbar, wenn dem Leser einfach lose gegliederte und im übrigen lediglich chronologisch geordnete Massen von Dokumenten präsentiert würden; zur Erschliessung des gewaltigen Stoffes dienen darum ein «synchronoptisches Register» sowie ausführliche Personen- und Länderverzeichnisse.

Analysen

Die im Zusammenhang mit dem Komplex «KSZE» nun seit Jahren fast täglich anfallende Fülle von Informationen zu sichten, zu werten, zu ordnen und damit zu verstehen, ist ein nur allzu begreiflicher Wunsch. Ihn versuchen zahlreiche Kommentatoren und

Analytiker zu erfüllen. Noch ist es zu früh, umfassende Analysen zu erwarten; dennoch liegen bereits zahlreiche zum Teil beachtliche Interpretationen vor. Man findet sie in den Leitartikeln führender Tageszeitungen und, im deutschen Sprachraum, vor allem in Zeitschriften wie *Europa-Archiv*, *Aus Politik und Zeitgeschichte* (Beilage zur Zeitschrift «Das Parlament»), *Aussenpolitik* und – interessant vor allem in Hinblick auf sowjetisch inspirierte Beiträge – in den *Blättern für deutsche und internationale Politik*.

Umfassendere Analysen stehen – sieht man von inzwischen mehr oder weniger überholten Arbeiten aus der Vorphase der KSZE ab[3] – aber aus begreiflichen Gründen noch aus. Eine Ausnahme bildet die programmatisch «Das Abenteuer von Helsinki» betitelte Studie von *Curt-Christoph von Pfuel*[4]. Dem Verfasser geht es darum, die wichtigsten Begriffe, Motive, Reaktionen und langfristigen Strategien der westlichen und östlichen Hauptakteure herauszuarbeiten, was ihm auch gelungen ist.

Natürlich lässt sich über die Gewichtung der einzelnen Faktoren streiten. Dass zum Beispiel jeder Leser die starke Betonung des ideologischen Moments in der sowjetischen Europa-Politik teilen wird, ist wohl kaum zu erwarten. Von Pfuel weist immer wieder eindringlich mahnend darauf hin, «wie gefährlich die Verbindung von allumfassender Staatsmacht und offensiver Ideologie für die Freiheit der Welt sein muss» (S. 7) und kommt zum Schluss: «Echte Entspannung kann freilich erst kommen, wenn der ideologische Kampf aufgegeben wird» (S. 81). Auch wenn man nicht gleich jener manchmal zu lesenden These folgen möchte, die Kremlführer von heute seien in ebenso geringem Mass von ideologischen Motiven getrieben wie die Renaissance-Päpste vom heilig-christlichen Eifer –, auch dann möchte man doch lieber zunächst einmal eine genaue Klärung des relativen Stellenwerts des Ideologischen im Gesamtfeld aussenpolitischer Entscheidbedingungen und -kriterien in der Sowjetpolitik wünschen.

Vom Antagonismus zur Konvergenz?

Besser dienlich vielleicht als derartige, mangels zeitlicher Distanz zwangsläufig vorläufige Interpretationsversuche sind allgemein gehaltene, aber grundsätzliche Probleme berührende theoretische Rahmen. Einen sehr beachtenswerten Ansatz solchen Zuschnitts legt *Wilfried von Bredow* vor[5]: «Vom Antagonismus zur Konvergenz?», lautet seine Frage, und er versucht sie durch Einführen zweier Sonden in den Problemkomplex zu beantworten: einmal mit einer Darstellung und kritischen Betrachtung der verschiedenen Konvergenztheorien und sodann mit einer Analyse der Kooperationsbemühungen im Europa der jüngsten Vergangenheit.

Bereits der erste Teil dieser Arbeit, der sich mit den Entwicklungen und den Ausmassen der Konvergenzdiskussion befasst, ist eine äusserst verdienstvolle Leistung. Wer weiss, wie verwirrend vielfältig das Feld dieser Diskussion sich gibt, wird die klaren und wohlbelegten Ausführungen von Bredows über die Vorgeschichte der Konvergenzvorstellungen, die Typen der Konvergenzen und verschiedenen ideologischen Standpunkte in der Konvergenzdiskussion sehr zu schätzen wissen. Der Verfasser weist nach, dass sämtliche Konvergenztheorien, wie unter-

schiedlich auch immer sie motiviert sein mögen, ein gemeinsames, ideologisches Grundmuster erkennen lassen: «ein Welt- und Politikverständnis, das sich von der zunehmenden Technisierung der Welt eine Ablösung der Politik durch wissenschaftlich unzweideutig erkennbare Sachzwänge erhofft, die für Konflikte wie den zwischen Kapitalismus und Sozialismus keinen Raum mehr lassen». Anderseits zeigt er aber auch, dass die marxistisch-leninistische Annahme, die Idee der Konvergenz sei bewusst als antikommunistisches Instrument der Diversion entwickelt worden, falsch ist.

In den – vielleicht etwas kurz geratenen – Abschnitten über die jüngsten Entwicklungen ost-westlicher Beziehungen schält von Bredow die unter Bezeichnungen wie «Antagonismus», «Kooperation», «Abgrenzung», «Koexistenz» usw. bekannten wichtigsten theoretischen Konzepte heraus, die zum Verständnis dessen, was sich seit einigen Jahren in Europa abspielt, unerlässlich sind. Als Ergebnis seiner Überlegungen hält er fest, der Weg der Ost-West-Politik führe auch in den siebziger Jahren nicht vom Antagonismus zur Konvergenz. Eher müsse von «antagonistischer Kooperation» die Rede sein. «Beides, der ideologische Konflikt und die partielle Kooperation, werden auch in Zukunft Kennzeichen der Ost-West-Politik sein» (S. 188).

Dieses Fazit wird freilich weder jene, die gerne in schwarz-weissen Kategorien denken, noch jene, die eine differenziertere Sehweise anzuwenden sich bemühen und dies ohnehin schon wussten, befriedigen. Aber um schlagend neue «Erleuchtungen» geht es hier gar nicht. Vielmehr besteht von Bredows Leistung darin, dass er durch seine ideologiekritische Analyse den Dingen auf den Grund zu gehen und damit Wohlvertrautes in einem neuen Licht – und zwar, wie man auf jeden Fall anerkennen muss, in sehr plausibler Weise – zu deuten versteht.

Daniel Frei

[1] Hans-Adolf Jacobsen, Wolfgang Mallmann, Christian Meier (Hrg.): Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) – Analyse und Dokumentation, Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1973, 472 Seiten. – [2] Friedrich-Karl Schramm, Wolfgang Georg Riggert, Alois Friedel: Sicherheitskonferenz in Europa – Dokumentation 1954–1972, Alfred-Metzner-Verlag, Frankfurt/M. 1972, XXIII+975 Seiten. – [3] Zum Beispiel Hans Peter Schwarz/Helga Haftendorn: Europäische Sicherheitskonferenz, Leske-Verlag, Opladen 1970; Karl E. Birnbaum: Frieden in Europa, Leske-Verlag, Opladen 1970; Robert Hunter: Sicherheit für Europa, Benziger-Verlag, Zürich/Köln 1971; Timothy W. Stanley/Darnell M. Whitt: Entspannungsdiplomatie, Nomos-Verlag, Baden-Baden 1971 usw. – [4] Curt-Christoph von Pfuel: Das Abenteuer von Helsinki – Chancen und Gefahren einer Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, v. Hase und Koehler-Verlag, Mainz 1973, 120 Seiten. – [5] Wilfried von Bredow: Vom Antagonismus zur Konvergenz? – Studien zum Ost-West-Problem, Alfred-Metzner-Verlag, Frankfurt/M. 1972, 218 Seiten.

DIE SICHERUNG DER ZUKUNFT EUROPAS

Als Warnung und Appell bezeichnet der schweizerische Militärpublizist *Gustav Däniker*[1] sein neustes Buch, mit dem er die Bedrohungen untersucht, denen die westliche Welt heute und morgen gegenübersteht, und die Möglichkeiten aufzeigt, um ihnen zu begegnen. Seine an die Führungskräfte aus Politik, Wirtschaft, Erziehung, Information und Militär gerichteten Ausführungen gehen von der leider kaum zu bestreitenden Feststellung aus, dass die freie Welt in der nächsten Zeit einer wachsenden Vielfalt von Drohungen ausgesetzt sein wird. Sie liegen im Bereich von Machtpolitik und Ideologien, in der konventionellen militärischen Bedrohung sowohl als auch in einer Kriegführung mit Massenvernichtungswaffen und schliesslich in den vielgestaltigen Formen des indirekten Krieges. Ihnen gegenüber sind weder Resignation noch Wunschdenken am Platz. Aber auch mit den herkömmlichen Mitteln der Abwehr kann diesen weltweiten Gefahren nicht mehr begegnet werden. Nötig sind neue Formen einer Sicherheitspolitik der bedrohten westlichen Nationen, die auf ihrem entschlossenen Willen zur Selbstbehauptung beruhen müssen.

Däniker möchte den Weg zu einer neuen europäischen Sicherheitspolitik weisen. Sein Buch gibt vorerst eine Bestandesaufnahme der sehr komplexen Bedrohungen und Herausforderungen, denen wir heute und in der nächsten Zeit gegenüberstehen werden. Besonderes Gewicht wird dabei auf die neuen Formen des revolutionären Krieges gelegt, der vor allem mit subversiven Angriffen und Terrorakten handelt und immer mehr droht, die Demokratien von innen her auszuhöhlen. Diesem weiten Spektrum von teils bekannten und teils neuartigen Gefährdungen muss eine aus der in Frage gestellten Gesellschaft selbst herauswachsende Abwehr entgegengesetzt werden, die auf dem persönlichen Engagement der bedrohten Kräfte des Westens beruht. Nicht nur jeder einzelne – vor allem die Führungskräfte sind aufgerufen, ihrer hohen Verantwortung bewusst zu werden und entsprechend zu handeln. Für diesen entschlossenen Einsatz im Dienste der Friedenssicherung, der die passive Teilnahmslosigkeit und egoistisches Ressortdenken überwinden muss, gibt Däniker eine vielfältige Übersicht mit realistischen praktischen Anweisungen. Sie bestehen im wesentlichen darin, dass der drohenden Gefahr nicht mit Nachgeben und Abrüstung begegnet werden kann, sondern nur mit voller geistiger und materieller Bereitschaft. Dabei geht es nicht darum, die verflossene Epoche des kalten Krieges neu aufleben zu lassen; vielmehr soll heute eine konstruktive Sicherheitspolitik auf weite Sicht eingeleitet werden.

Das Buch ist eine aktuelle Ergänzung und Illustration unserer heutigen offiziellen Sicherheitspolitik, die jeden Einzelnen unter uns angeht.

Hans Rudolf Kurz

[1] Gustav Däniker, Europas Zukunft sichern, Anleitung für Führungskräfte, Seewald-Verlag, Stuttgart 1973.

HINWEISE

Kernwaffen und Sicherheitsgarantien

Als mit dem Abschluss des Nonproliferationsvertrags der «nukleare Klub» Exklusivitätscharakter anzunehmen begann, wurde auch das Thema der «nuklearen Sicherheitsgarantien» aktuell, und es wird, je weiter die SALT-Verhandlungen vorankommen, je länger desto aktueller. Wieviel waren und sind solche Garantien, die die nuklearen «haves» den «have-nots» nun beschwichtigend zugestanden, überhaupt wert? *Beate Kohler* untersucht in ihrer Studie «Der Vertrag über die Nichtverbreitung von Kernwaffen und das Problem der Sicherheitsgarantien» (Alfred-Metzner-Verlag, Frankfurt/M.) mit grösster Akribie alle strategischen und politischen Dimensionen dieses wichtigen Problems. Im Einleitungskapitel prüft sie Begriff und Wesen der Garantien und diskutiert die Kernfrage, um die es hier geht: die Bedingungen *glaubwürdiger* Nukleargarantien und damit die Bedingungen glaubwürdiger Abschreckung zugunsten Dritter überhaupt. Sodann werden, nach einer Übersicht über die Nonproliferationspolitik seit 1945, die Probleme anhand dreier ausgewählter Länder (BRD, Japan, Indien) analysiert. Ein Schlusskapitel würdigt den Stellenwert von Kernwaffen und Garantien in der heutigen Weltpolitik.

Freiheit

In ihrer kurzen und einprägsamen Darstellung «Aktuelle Probleme der Freiheit» weist *Jeanne Hersch* hin auf jene Bedingung jeglicher Freiheit, die heute im ideologischen Streit allzu leicht unter die Räder gerät: «Sogar wenn die Freiheiten gewährleistet werden und äussere Zwangseinwirkung ausgeschlossen ist, sogar wenn Nahrung und Ausdrucksmittel einem Menschen zugänglich sind, bleibt die Freiheit ein leeres Wort, wenn dieser Mensch sich nicht wesensmässig mit ihr identifiziert, dergestalt, dass er sie als Kern seines Seins erlebt. Sonst kann er auch dann, wenn die Möglichkeiten einer erfüllten Freiheit vorhanden sind, nichts damit anfangen.» Das Erlebnis von Freiheit und die entsprechende Werthaltung lassen sich letzten Endes weder soziologisch noch biologisch oder psychologisch determinieren. Die Paradoxie des Menschlichen und der imperative Charakter seiner wertmässigen Substanz sind rational nicht bis Null reduzierbar. Die Abkehr von der (unausgesprochenen, aber zwangsläufigen) Utopie des Robotertums wird zum dringenden Gebot, wenn «Freiheit» ihren vom Tierischen abhebbaren Sinn behalten soll. Das philosophische Aperçu, dessen französischer Fassung im vorliegenden Bändchen eine deutsche, englische und spanische Übersetzung folgen, weist sich damit aus als schicksalshafte Standortbestimmung (SOI-Verlag, Bern 1973).

Wilhelm Busch bei Diogenes

In Zusammenarbeit mit der Wilhelm-Busch-Gesellschaft in Hannover erscheint das Werk Buschs in der Taschenbuchreihe des Diogenes-Verlages Zürich. Sofern es sich dabei um Prosa handelt, also um Texte wie «Was mich betrifft», «Von mir über mich», «Edu-

ards Traum» und «Der Schmetterling», ist das nicht weiter ungewöhnlich. Die vignettenartigen Illustrationen erhöhen das Lesevergnügen. Vollends köstlich aber ist es, die lieben gereimten Bildgeschichten in Taschenbuchformat zur Hand zu haben. «Tobias Knopp», «Die fromme Helene», «Balduin Bählamm», «Maler Klecksel» und wie sie alle heissen, die Schlingel «Max und Moritz» nicht zu vergessen, erweisen ihre alte junge Lebenskraft. Und mir scheint, da sie nun dem «Album» entsprungen sind, bereit zum Einstecken und Mitnehmen, werden sie eine Renaissance (die wievielte?) erleben. Es gibt von Wilhelm Busch übrigens auch einen Band Gedichte, der in der gleichen Ausgabe erscheint. Alle Texte sind nach Handschriften, Verlagsabschriften und Erstausgaben neu durchgesehen und mit einem kritischen Anhang versehen. Die Zeichnungen sind nach den Originalvorlagen, nach Andrucken von den Originalhölzern oder nach ausgesuchten Erst- und Frühdrucken reproduziert. Als Herausgeber zeichnet Friedrich Bohne.

Deutsche Literaturtheorie

Manfred Jurgensen stellt in der Reihe der Uni-Taschenbücher (UTB) deutsche Literaturtheorien der Gegenwart dar: Lukács, Mayer, Staiger und Strich sind die bedeutenden Literaturtheoretiker, an denen er verschiedene Aspekte des Themas aufweist: das Kunstwerk als ontologische Möglichkeit des Menschen bei Staiger, Literaturgeschichte als Katalysator ausserliterarischer Realitäten bei Lukács, gegenwartsbezogene Literaturkritik bei Mayer. Das Buch Jurgensens erhebt nicht den Anspruch einer erschöpfenden Darstellung. Es will Orientierung bieten, Überblick und Charakterisierung. Dabei wird Wert auf die Tatsache gelegt, dass bei allen vier Vertretern der Disziplin trotz erheblicher Widersprüche eine gemeinsame geistige Tradition nachweisbar ist: das Erbe der Goetheschen und Hegelschen Kunstanschauung. Darin liegt ihre Bedeutung, aber auch ihre Grenze, wenn man an die ausserdeutsche, besonders die angelsächsische Literaturkritik denkt (Francke-Verlag, München 1973).